

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Die Geheimnisse von Oldenburg oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände

Lambrecht, Heinrich Gerhard

Oldenburg, 1844

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: 13-8139: 1-4

Die Oldenburgische Literatur und das Publikum derselben gegenüber.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-1092908](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-1092908)

Die Oldenburgische Literatur
und
das Publikum derselben gegenüber.

Wenn ich die Hand voll von Wahrheiten hätte, sagt, wie ich glaube, Chateaubriand irgendwo, so würde ich mich wohl hüten, sie zu öffnen. Es liegt sehr viel Vorsicht in diesen Worten, fast ein wenig zu viel, und diese Aeußerung grenzt nahe an Feigheit oder Egoismus. Denn die Enthüllung der Wahrheit frommt immer dem Allgemeinen, nur dem Enthüller bringt sie selten Rosen, weit eher darf er darauf rechnen, daß man ihm die Dornenfrone aufs Haupt drücken und das „Kreuzige! Kreuzige!“ erschallen lassen werde.

Und in der That, wenn ich an mich selbst denke, so begreife ich wohl, daß ich klüger gethan, wenn ich das Nachstehende nicht geschrieben hätte;



aber ich habe es mir einmal vorgenommen, meine Ueberzeugung ohne Rückhalt auszusprechen, folge auch für mich daraus, was da wolle. Uebrigens darf man hieraus nicht folgern, daß ich die Sache für so sehr gefährlich halte. Man darf heutzutage so ziemlich über Alles sprechen, über sociale und religiöse Verhältnisse, nur nicht über politische; man darf sich wagen an die Großen der Erde, an Adel und Geistlichkeit, an die Könige der Literatur, also an die Herrscher im Gebiete des Geistigen, nur nicht an die weltlichen Fürsten; denn diese letzteren haben lange Finger, und lassen sich in der Regel leider nicht auf schriftliche Widerlegungen ein, sondern sie ziehen die handgreiflichen vor, was allerdings auch bei Weitem schlagender und bequemer ist. Ich wage also nicht viel, wenn ich über literarische Gegenstände schreibe. Bringe ich Irrthümer statt Wahrheiten, so wird man freilich nicht säuberlich verfahren mit dem Knaben Absalon, und ich sehe schon im Geiste die zahllosen, zornmüthigen Joabse, die ihre Spieße in meine Brust tauchen werden. Dies ist allerdings eine traurige Aussicht, wenn man sich einer guten Absicht bewußt ist, aber ich habe dann doch die Beruhigung, daß man vielleicht durch meine Irrthümer der Wahrheit näher kommen wird. Sollte ich aber hin und wieder

Recht haben, so ist es dennoch nicht unmöglich, daß man sich hie und da verlegt fühlen, und mir einige Journal- und Zeitungs-Bannstrahlen entgegen schleudern wird. Das sind aber kalte Schläge, und wenn man ein gutes Gewissen hat, so schützt man sie ab, wie Schneeflocken. — Also, zur Sache!

Es gab eine Zeit, wo in Oldenburg in literarischer Beziehung eine todtenähnliche Ruhe herrschte. Todtenähnlich! das Wort ist stark, aber doch noch nicht stark genug; und wie Klopstock einst eine merkwürdige Steigerung gebrauchte, indem er sagte: „Die Stille ward stiller“, so möchte ich sagen, unsere Ruhe war mehr wie todtenähnlich, sie war österreichisch oder türkisch. Unsere heitere Stimmung sprach sich in Geburts- und Verlobungsanzeigen aus, und von unsern ernstern und schwermüthigen Gedanken gaben düstere schmerzvolle Todesanzeigen Kunde. Man erräth, daß ich hier von den Oldenburgischen Anzeigen spreche; dies war unsere einzige Zeitschrift *), und unsere Schriftsteller

*) Die „Oldenburgischen Blätter“, welche schon seit vielen Jahren existiren, waren wenig verbreitet, und am wenigsten in Oldenburg selbst; in literarischer Beziehung hatten sie für Oldenburg keine Bedeutung.

waren Beamte, die Concurse oder Strafurtheile zur allgemeinen Kenntniß brachten, Kaufleute, die Waaren ankündigten und Familienväter, hinterlassene Wittwen und Waisen. Zwar hatten wir auch eine „Oldenburgische Zeitung“, aber politische Gedanken haben wir nie gehabt, und diese Zeitung schleppte ihr Leben mühsam hin, sie las die Brosamen auf, die von den Tischen der auswärtigen Reichen fielen, und setzte gutmüthig dieselben ihren Gästen wieder vor. Sie kam also ewig zu spät, sie sprach von der Geburt eines königlichen Prinzen, nachdem Se. Hoheit vielleicht schon wieder das Zeitliche gesegnet hatte und hochselig war; von der bevorstehenden Abreise eines hohen Hauptes, nachdem dasselbe bereits in seine Erblande zur allgemeinen Freude seiner getreuen Unterthanen zurückgekehrt war. So rannte sie zu Fuß hinter dem Schnellwagen der Zeitbegebenheiten her, der von muthigen Rossen gezogen wurde, und sie rennt noch immer, während die Rosse schon längst abgeschafft sind, und der Dampf den Wagen mit verzehnfachter Schnelle vorwärts treibt. Das also war unser öffentliches Organ, das sich aber mit Allem, nur nicht mit unsern eigenen Zuständen und Interessen beschäftigte. Es war für uns gleichgültig, ob unsere Zeitung in Oldenburg oder Ham-

tſchanka erſchien, und ſo hatten auch die Werke unſerer Schriftſteller, wenn man die Chroniken und Geſchichtswerke eines Halem und Kohli abrechnet, kein nationales Intereſſe. Wir hatten nichts, worin ſich der Charakter und Geiſt der Oldenburger ausſprachen, keinen Schriftſteller, der ſich mit unſern eigenen Verhältniſſen beſchäftigt hätte, und wenn wir dann und wann etwas über Oldenburg hörten, ſo wurde uns dieſes von Bremen aus zugerufen. Es iſt dies um ſo auffallender, als unſere Regierung ſich einem freisinnigen, zeitgemäßen Streben nie abhold gezeigt hat, und erſt in der neuſten Zeit, im Jahre 1834, wurde der Grundſtein zu einer einheimiſchen Literatur gelegt.

Biſ dahin war man zwar in Oldenburg in literariſcher Hinſicht nicht ganz unthätig geweſen, man hatte geſehen und zwar erſchrecklich viel, und dabei hatte man in den frühern Jahren eine tiefe Ehrfurcht vor jedem Schriftſteller. Man dachte in jener Zeit noch nicht an's Kritiſiren, mißfiel ein Buch, ſo waren es die in demſelben vorkommenden Perſonen, worüber man ſeinen Tadel ausſprach, aber an den Verfaſſer ſelbſt wagte man ſich nicht und meinte wohl, was kann der Mann dafür, wenn die Geſchichte, von der er ſpricht, langweilig oder albern iſt. Es war eine glückſelige Zeit für

die Schriftsteller; unverdrossen verarbeitete man die bändereichen Räuber- und Liebesromane, die fünf- und sechsaktigen Schauer- und Trauerspiele, und mit Wollust badete man sich in den poetischen Wasserfluten, die lustig die Novellen und kleinen Erzählungen der Musenalmanache unsprudelten. — Lafontaine, van der Velde, Schilling, Laun, Theod. Hell, Kogebue, Cl Lauren, der große Ritter de la Motte Fouqué u., das waren die Lieblingsschriftsteller vor noch nicht gar langer Zeit, und es wäre wahnsinnige Vermessenheit gewesen, wenn irgend Jemand es hätte versuchen wollen, den Ruhm dieser Heroen zu schmälern.

In Oldenburg blühten damals die Leihbibliotheken von Schulze und Dinklage, diese versorgten die ganze Stadt mit Lafontaine'schen Thränen und häuslichem Jammer, mit van der Velde'schen Kraftbrühen, mit Schilling'schem und Laun'schem Wis und Humor, mit Theod. Hell'schen Wasserstrahlen, mit den unsterblichen Lust- und Nährspielen des großen Kogebue, mit den Mimiliaden des Damenlieblings Cl Lauren, mit dem ganzen olympischen Kram, den Göttern, Sagen und Nordlandsrecken des edlen de la Motte Fouqué. — Süße Erinnerungen! Die Wonnen meines Knabenlebens fallen in diese Zeit; wenn gleich van der Velde mein

Liebling war, so habe ich doch auch mit Lafontaine bitterlich geweint, und wäre ich ein Gott gewesen, ich hätte seine verlorenen Sünderinnen mit feurigen Armen zum Himmel emporgehoben. Aber auch dich liebte ich, ritterlicher Fouqué! der du die liebliche Undine geschrieben und den kriegerischen Dänenkönig Regner Lodbrog, der so sehr die schönen Weiber liebte, die wilde bärenbewachte Ratgertha, die sanfte Hirschin Thora und die stolze im Hirtengewande erscheinende Königstochter Aslauga. Ach! auch Regner mußte untergehen —

Sie stießen ihn die Thurmesstiege hinab;
Tiefgrauig dunkelte das Schlangengrab.

Lachend und singend verhauchte er seine starke Seele im Schlangenthurme, und ein kalter Schäuder faßte das deutsche Lesepublikum, es blickte empor zu dem ernststen, altadeligen Antlitz des Ritters de la Motte Fouqué und sagte zähneklappernd: „Sehet, welch ein Mensch!“

Dahin, dahin, unwiederbringlich dahin sind jene Zeiten! Wenn man über die damalige Literatur in jener Zeit hätte lachen und spotten wollen, man würde über Tempelschändung geschrieen haben; jetzt gehört es zum guten Ton, und was das Schrecklichste ist an der Sache — man hat ein



Necht dazu; man darf lachen über den wunderlichen Geschmack jener Zeit, über die widersinnigen, verzerrten Characterschilderungen, über den ganzen übernatürlichen, sagenhaften Firtlesanz der Fouquéschen Manier — und kaum zwei Jahrzehnde sind seit jener Zeit verflossen, wo alle diese Schriftsteller noch frei und lustig ihr Wesen trieben, und sich ihre Schläfen mit Immortellen und Vorbeerfränzen umflechten ließen.

Wir sind überhaupt in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren wunderbar gealtert; die grauen Haare der Weisheit schmücken die Scheitel gerade unserer jüngeren Literaten, während die älteren mehr und mehr als alte Kinder betrachtet werden. Man läßt nur noch einige Classiker gelten, als Lessing, Herder, Goethe, Jean Paul, Schiller, Wieland u. (letzteren nur so halb und halb), und eigentlich sind diese auch erst in der neuesten Zeit mehr und mehr unser Eigenthum geworden. Ihrer eigenen Zeit gehörten sie weit weniger an, was schon der Umstand beweist, daß jene andere wunderliche Literatur, deren gefeiertste Namen wir genannt, so üppig und ungestört neben ihnen empor sprossen konnte. Das Volk griff mit Begierde darnach, und sah nur mit kaltem Staunen zu seinen großen Männern hinauf, deren Größe es nicht

zu begreifen und zu würdigen vermochte; und in der That ragen die ewig jugendlichen Häupter derselben wohl noch weit über unsre Zeit hinaus, denn so viel sich unsre neueren Schriftsteller auch wissen, so giebt es doch keinen unter ihnen, den man jenen nur entfernt an die Seite stellen könnte. Nur in politischen Dingen, in sogenannten Freiheitsideen und in philosophischen Sophistereien sind wir ihnen vorbeigerannt, und in dieser Beziehung müssen sie es sich gefallen lassen, daß unsere neueren literarischen Notabilitäten sie mit halb mitleidigen, halb vorwurfsvollen Blicken betrachten.

Was wird aber das Schicksal unsrer heutigen Schriftsteller sein? Es wird einem ganz ängstlich zu Muthe, wenn man sie sich im Alter denkt. Wird das nachwachsende Geschlecht zu ihnen hinausblicken und Mühe haben, die Stufe zu erreichen, auf welcher sie stehen, oder wird es sie schnell überholen, sie auch als alte Kinder ansehen und mit mitleidigem Spotte behandeln? Wenn man an Heine, Saphir, Herwegh und mehrere andere denkt, deren Kränze man schon jetzt zu zerpfücken anfängt, und zum Theil schon zerpfückt hat, so wird einem, wie gesagt, ganz ängstlich, und wir dürften vielleicht später eine stattliche Anzahl alter

Kinder, und abgelebter, verklungener Schriftsteller unter uns umherwandeln sehn.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder zu unserm Oldenburg zurück, so kann man es sich nicht verhehlen, daß gerade wir am längsten an dem alten Sauerteige der Literatur festgehalten und herumgeknubbert haben. Wir haben Alles ehrlich durchgelesen, Ritter-, Räuber- und Liebesromane, den unermesslichen Wust der Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, und Alles bunt durcheinander, wie es uns in die Hände fiel, ohne Wahl und ohne eine gewisse Folge. Nur mit der Journalliteratur machten wir uns wenig zu schaffen; außer dem Bremer Bürgerfreund und der Abendzeitung sind in Oldenburg früher wohl wenig andere Journale gesehen worden. Von den politischen Zeitschriften wurde vorzugsweise die Bremer Zeitung gelesen, und man fühlte sich angenehm erregt und in ganz behaglicher Stimmung

„Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlugen.“

d. h. wir nahmen wenig oder gar kein Interesse an dem, was außerhalb unsers Kreises geschah, wir lebten in süßer, olympischer Ruhe, nach Art aller Kleinstädter Oldenburg für die beste und angenehmste Stadt des Erdenrundes haltend, und

lasen nur aus Neugierde und um uns zu amüsiren. Eigenes in dieser Hinsicht hatten wir nicht, und so wenig, wie wir selbst ein Lebenszeichen von uns gaben, so wenig machte sich auch die Außenwelt mit uns zu schaffen. So lasen und lebten wir uns ganz harmlos bis in die neueste Zeit hinein, und unser gutes Oldenburg hatte das Glück oder Unglück, nicht weiter als vielleicht fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde bekannt zu sein; wenigstens habe ich noch im Jahre 1831 schon in der Rheingegend keinen Fremden gefunden, der, wenn von Oldenburg die Rede war, sich nicht sofort erkundigt hätte, wo dieses Land denn eigentlich liege; während es Niemandem einfiel, bei Nennung anderer deutschen Länder nach deren Lage zu fragen. Ehe ich nun zu dem Ereigniß komme, welches in Oldenburg einen Umschwung in literarischer Hinsicht hervorbrachte und die schlummernden geistigen Kräfte plötzlich weckte, will ich die Schriftsteller der früheren Periode nennen, die in Oldenburg zwar wenig, aber im übrigen Deutschland sehr wohl bekannt waren.

Es waren die beiden von Halem, wovon der eine als Dichter ganz und gar zu den älteren Classikern gehört; der andere war ein vaterländischer Geschichts- und Chronikenschreiber; von Kennen-



kampff, bekannt durch die geistreichen „Umriffe aus meinem Skizzenbuche“; Runde, ein juristischer Schriftsteller; L. Starklof, ein fruchtbarer und beliebter Romandichter, der, obgleich seit länger als 25 Jahren in der literarischen Welt bekannt, doch ganz im Geist und in der Form der neueren Literatur schreibt; Greverus, als Uebersetzer griechischer und römischer Schriftsteller, und als praktischer und interessanter Reisebeschreiber bekannt; Theodor von Kobbe, Dichter, Humorist, Roman- und Novellenschriftsteller; der Humor ist jedoch die Sphäre, in welcher die Schwingen seines Geistes sich am freiesten entfalten.

Die Halem's sind todt; die übrigen Genannten stehen zum Theil noch im mittleren Mannesalter, und fast alle zeigen noch eine rege geistige Thätigkeit.

Noeldefe! beinahe hätte ich diesen vergessen, und doch war er zu seiner Zeit in Oldenburg am bekanntesten; ich kenne zwar nichts von ihm als seine Gedichte, Heliora, und ich zweifle, daß etwas anderes von ihm bekannt ist; es möchten denn wissenschaftliche Werke sein. Aber Noeldefe war in Oldenburg bekannt; Jedermann wußte, daß er ein Schriftsteller sei, was daher kommen mag, daß er als Arzt viel mit dem Volke in Berührung kam.

Noeldefe war beliebt und gefürchtet, denn er war nicht nur geistreich und witzig, er war auch spitzig, sarkastisch und mitunter auch wohl ein bißchen boshaft witzig. Wenn der kleine, dicke Mann durch die Straßen ging, sah er immer so munter und lustig aus, und wir Knaben freuten uns, wenn wir ihm begegneten; denn er sprach mit Jedem und hatte immer einen Scherz auf der Zunge. Aber ach! der kleine Mann wurde alt und schwach, da bekümmerte sich Niemand mehr um ihn, einsam und verlassen sah man ihn noch zuweilen mit den fast erblindeten Augen auf dem Walle spazieren gehen. Da trug man ihn eines Morgens, es mag ungefähr ein Jahr sein, unter meinem Fenster vorbei, nämlich in Sarge, denn er war kurz vorher gestorben. Aber hinter seiner Bahre war Niemand, als seine Verwandten, und vielleicht einige Nachbarn; keines unserer Journale meldete seinen Tod, es möchten's denn die Oldenburgischen Blätter gethan haben, die ich zu jener Zeit nicht gelesen habe, Niemand sprach von der literarischen Thätigkeit des kleinen Mannes, und doch hatte er so manches hübsche Gedicht, so manchen treffenden, schlagenden Witz gemacht.

Im Jahre 1834 begann endlich in Oldenburg ein selbstständiges literarisches Leben, und dem Ober-



amtmann Strackerjan und dem Buchhändler Berndt gebührt das Verdienst, es hervorgerufen zu haben. Es erschienen zu gleicher Zeit zwei belletristische Journale: „die Mittheilungen“ und „die Lese-
früchte.“ Die letzteren hatten jedoch kein eigent-
lich heimisches Interesse, sie begnügten sich, ihrem
Namen getreu, ihre Spalten mit Uebersetzungen,
Novellen und Erzählungen aus andern Zeitschriften
zu füllen. Sie gingen nach fünf oder sechs Jahren
wieder ein.

In den Mittheilungen aber entfaltete sich un-
ser geistiges Leben mehr und mehr; es wurde ge-
sungen, erzählt und novellistirt in Einfach und Herz-
zensfreudigkeit, man gab Räthsel und Charaden,
meldete die angekommenen Fremden, zeigte Hochzei-
ten, Geburten und Sterbefälle an; kurz wir hatten
ein Journal, das, bis auf die Theaterkritiken, im
Kinderröschchen, oder, um poetischer zu sprechen, im
Flügelkleide ganz lustig einherlief.

Stück 104 Die Theaterkritiken, die von einem der oben
genannten Schriftsteller herrühren sollen, verliehen
dem Blatte jedoch von vornherein eine gewisse
Würde, sie waren mit Verstand, Geist und mit
umfassender Bühnenkenntniß geschrieben; sie waren
die eigentliche Würze der Mittheilungen, und mit
großem Bedauern bemerkte man nach einigen Jah-

ren, daß sie nicht mehr erschienen. Vielleicht fühlte der Verfasser, daß er seinen Stoff so ziemlich erschöpft habe, indem man über dramatische Productionen, und besonders über dieselben Stücke, nicht viele Jahre hindurch sprechen kann, ohne sich vielfach zu wiederholen, vielleicht aber auch nahm das beständige Referiren seine Zeit zu sehr in Anspruch.

Die Mittheilungen hatten aber während dieser Zeit schon mehr innere Lebenskraft gewonnen, so daß sie durch das Ausfallen der Kritiken zwar einen empfindlichen Stoß, aber doch nicht den Todesstoß erlitten. Sie verbreiteten sich jetzt schon über mehrere Gegenstände, unterzogen manche öffentliche An gelegenheiten einer freimüthigen Besprechung, und schlugen so ihre Wurzeln immer tiefer in den heimischen Boden. Zwar hatten sie keine bestimmte Farbe, wie das auch bei unsern kleinen Verhältnissen, und besonders zu Anfang, wo wir nur dies eine öffentliche Organ hatten, nicht möglich war, sondern sie brachten die verschiedenartigsten Gegenstände und gestatteten den freiesten Meinungs austausch, ohne öffentlich für die eine oder andere Ansicht Partei zu nehmen.

Es ist sehr ungerecht, wenn man dieses Characterlosigkeit nennt, was hin und wieder wohl ge-

schehen ist. In unsern Verhältnissen würde ein entgegengesetztes Verfahren unsehlbar zu Einseitigkeiten und Meinungsunterdrückung führen, und statt eines frischen, wogenden Meeres mit Kriegsschiffen, Fregatten und Böten, voll Leben und Kampf, hätten wir einen stagnirenden Teich, worauf sich ein faules Dogenschiff mit langweiliger Grandezza breit machen würde. Man hat dagegen wohl eingewandt, daß doch die englischen und französischen Journale Farbe hätten. Dieser Einwand zeugt, gelinde beurtheilt, von einiger Gedankenlosigkeit; denn eines theils darf man den Ausdruck „Farbe haben“ eigentlich nur in Bezug auf politische Zeitschriften gebrauchen, und wenn anderntheils auch englische und französische belletristische Journale sich nicht zur Aufnahme entgegengesetzter Ansichten und Meinungen über eine und dieselbe Sache verstehen, so sorgen doch die vielen andern Tagesblätter dafür, daß die mannigfaltigsten Ansichten zur Kenntniß des Publikums gelangen, und dann erst, wenn auf diese Weise ein Gegenstand von allen Seiten beleuchtet worden, wird sich ein richtiges Urtheil feststellen lassen. Kann aber ein hiesiges Blatt, oder können zwei hiesige Redactoren nach Art ihrer französischen oder englischen Collegen verfahren? Würden wir nicht bald nur nach einer Pfeife tanzen, oder ein

einziges Liedchen abzutrollern haben, wahrscheinlich nach der Melodie: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!“

Dies Gebot, vom lieben Gott erlassen, befolgen wir zwar gern und willig, denn wir wissen, daß seine Collegen eigentlich keine Collegen, sondern falsche Götter sind; wenn aber einer unserer Schriftsteller, oder eins unserer Journale mit göttlicher Selbstgefälligkeit und Zuversicht einen solchen Parolebefehl erlassen wollte, so dürften wir wegen unsers Seelenheils doch wohl ein gerechtes Bedenken hegen und uns nach Bürgschaften umsehen, damit wir uns nicht in der Eile vielleicht zu einem Baalsdienst verpflichteten. Ich meine also, daß es ungereimt sei, einem hiesigen Journale zuzumuthen, dem Meinungsaustrausch Fesseln anzulegen, weil er, abgesehen von unsern besondern Verhältnissen, auch noch Bewegung in unsere Literatur bringt, und Bewegung ist die Grundbedingung alles Lebens.

Vor sieben oder acht Jahren gewannen wir in der Person des Doctors und Professors Stahr, einen Mann, dem Oldenburg in literarischer Beziehung großen Dank schuldig ist. Nicht nur weil er selbst uns mit so manchen werthvollen geistigen Productio-
nen beschenkt, sondern zumeist wegen der geistigen Anregung, die von ihm ausgegangen ist. Seine

unermüdlische Thätigkeit, sein umfassendes Wissen, seine oft hinweisend schöne Sprache, und der Umstand, daß er zunächst Kritiker ist, berechtigten ihn vor vielen Andern dazu, unserer im Aufblühen begriffenen einheimischen Literatur ein Pfleger und Lenker zu sein.

Hat Hr. Stahr aber mit dem Pfunde, das ihm verliehen worden, zu unserm Besten gewuchert? Er hat uns manche schöne Frucht seines Geistes dargereicht; wir danken ihm dafür. Er hat vielfach geistig angeregt, großen Gedanken und Ideen Worte gegeben, und denselben Bahn gebrochen; auch dies ist des höchsten Dankes werth; aber auch eben so oft hat er versteinern, erkaltend und erlöbend gewirkt; statt mit schonender Sanftmuth, mit überzeugender Milde, vermeintliche Irrthümer zu bekämpfen, suchte er sie mit der ganzen Wucht seiner Gelehrsamkeit niederzuschmettern; seine Anhänger sind nur zu oft seine Satelliten gewesen, jederzeit bereit, sich tigerartig auf diejenigen zu stürzen, die ihnen entgegentraten, oder nur im Geringsten von ihren Ansichten abwichen. Dazu kommen noch ein eigenthümlicher Enthusiasmus und eine gewisse Excentricität, dem Geiste der Kritik fremde Elemente, die alle Schriften Stahr's charakterisiren,

und ihn in Lob und Tadel zu gleichen Ausschweifungen hinreißen.

So wie hierdurch ein gerechtes Mißtrauen hervorgerufen wurde und seine Schriften der Vorwurf der Uebertreibung traf, so weckte jenes Verfahren Murren, Groll und Oppositionslust. Wenn wir nun noch bemerken, daß Hr. Stahr seinen Stoff fast immer zu wissenschaftlich, zu gelehrt behandelt, wodurch er wohl den Aesthetikern und Philosophen gefallen, aber nie auf ein ganzes Publikum wirken kann *), so laden wir uns leider den ganzen Schwarm unserer Philosophen auf den Hals, die sogleich mit großem Geschrei anheben: „Wenn Hr. Stahr über irgend eine Sache spricht, z. B. über eine Vorstellung im Theater, so muß er sie ihrem Begriffe gemäß behandeln, und wenn er dieses thut, so handelt er vernünftig, und weil vernünftig, so auch unbestritten recht und gut.“ Schüch-

*) Ein zahlreiches Publikum verlangt vor Allem ein natürliches und unumwundenes Benehmen in demjenigen, der zu ihm spricht; es läßt sich die gelehrte Affectation, woran Akademiker ihre Freude haben, nicht gefallen. „Sprich, wie Dir der Schnabel gewachsen ist,“ lautet sein erster Ruf an Jeden, der ihm geschniegelt und pedantisch in seiner Rede, oder gehalten und hinterdacht in dem Bau seiner Perioden zu sein scheint.

Bulwer's „England und die Engländer.“

tern wendet man ein; das ist Alles sehr schön, aber nicht praktisch. Dann heißt es aber: „Was der Theorie nach richtig ist, muß auch in der Praxis richtig sein, sonst ist die Theorie falsch; wenn Sie nun zugeben, daß es vernünftig ist, eine Sache ihrem Begriffe gemäß zu behandeln, so müssen Sie auch die Richtigkeit dieser Theorie einräumen, folglich muß sie auch auf die Praxis Anwendung finden dürfen, folglich haben Wir Recht, und folglich werden Sie begriffen haben und vernünftig sein, und folglich Hut ab, mein Herr, und — Heil Dir, o Hegel!“

Damit sind wir am Rande. Begriff und Vernunft, das sind die beiden Schlagwörter unserer Philosophasten; damit schlagen sie Alles zu Boden. Thatsachen gelten ihnen nichts, Begriffe müssen sie haben, dann disputiren sie fünf Minuten lang mit seltener Geläufigkeit der Zunge, etwa wie ein Schulknabe seine Aufgabe her sagt; im Umsehen haben sie Alles in ihre Form gegossen, man hört noch einigemal: begriffsgemäß, vernünftig, folglich, und die Geschichte ist aus. Es giebt nichts Stolzeres, als das Gesicht eines Philosophasten, wenn er in einem Wortkampfe gesiegt hat, was nach seiner Meinung natürlich immer der Fall ist; dann strahlt von seinem Antlitze der Triumph der Wissen-

schaft, er kann in solchen Augenblicken sogar liebevoll und herablassend rechtgebend sein, und ist im Stande selbst einen Witz über die Philosophie zu machen. — Die Thatsache, daß die Theaterkritiken der frühern Periode, auch abgesehen von der Bühnenkenntniß, die sich darin zu erkennen giebt, und die den Kritiken des Hrn. Stahr mindestens mangelt, auf Schauspieler und Publikum unendlich mehr gewirkt haben, als die der letztern Zeit, wird zwar eingeräumt, aber mit einem mitleidigen Lächeln dabei bemerkt, daß das nicht die Schuld des Herrn Stahr sei. Nun, beim Bart des Propheten! wessen denn? Wer auf uns wirken will, muß doch auch wissen, wie er das anzufangen hat, und versteht er es nicht, sollen wir etwa die Schuld tragen? Ei freilich, sagen die Andern, begriffgemäß etwas zu behandeln, ist vernünftig; folg — Vernunft! Vernunft! schüße vor Wahnsinn! Ja, wenn einer von diesen Philosophasten verrückt geworden wäre, ich bin überzeugt, seine Kollegen würden es sich sehr angelegen sein lassen, ihn zu kuriren; aber nicht durch ein berechnetes Eingehen in seine Verkehrtheiten, wodurch diese vielleicht zu verschüchtern wären, sondern indem sie ihm beständig in die Ohren schriegen: Lieber Freund, was ist das für ein unvernünftiger Zustand, in welchem Du Dich

befindest, bedenke doch, daß es keineswegs vernünftig ist, verrückt zu sein.

Ich bemerke indessen, daß ich ein Vischen vor-
ausgeeilt, und mitten in die Gespräche der jüngsten
Zeit gerathen bin, weshalb meine Leser es sich ge-
fallen lassen wollen, daß ich sie eine kleine Strecke
in die Vergangenheit zurückführe.

Vor mehreren Jahren empfanden eine Anzahl
Herren aus den erstern Ständen das Bedürfnis
einer mehr geistigen Unterhaltung, als sie sie im täg-
lichen Leben, in den Casino's und Gesellschaften zu
finden gewohnt waren, und sie gründeten deshalb

Den literarisch-geselligen Verein.

Dieser Verein hielt und hält noch jetzt seine
Zusammenkünfte in einem öffentlichen Hause, und
um die Unterhaltung gleich auf das literarische Ge-
biet hinaufzuheben, ist bestimmt worden, daß jedes-
mal von irgend einem Mitgliede eine Vorlesung
über ein beliebig zu wählendes Thema gehalten
werden solle, und nur die rein fachwissenschaftlichen
Gegenstände sind ausgeschlossen. Jedes der Ver-
einsmitglieder ist verpflichtet, sobald die Reihe es
trifft, seine Vorlesung zu halten, und muß diese
von demselben selbst ausgearbeitet sein. Nach der
Vorlesung wird aber der Unterhaltung kein weiter-

rer Zwang angelegt, und Alles nimmt zuletzt an einem gemeinschaftlichen Abendessen Theil.

Es ist natürlich, daß ein solcher Verein einer nicht unbedeutenden Anzahl größtentheils wissenschaftlich gebildeter Männer die literarischen Verhältnisse Oldenburgs in Aufschwung bringen und einen großen Einfluß auf dieselben ausüben mußte, und es ist nicht zu leugnen, daß dies der Fall gewesen ist. Man ist dem Verein in mancher Hinsicht Dank schuldig, und Viele unserer jetzigen Literaten können denselben gewissermaßen als eine Schule ansehen, die ihnen bei ihrem spätern öffentlichen Auftreten von wesentlichem Nutzen gewesen ist.

Aber wie Alles im Leben seine Schattenseite hat, so hat auch der literarisch-gesellige Verein die seinige. Er hat uns zu viel Schriftsteller geliefert. Mit welcher Menge von Broschüren und Artikeln für die Tagsblätter hat uns der Verein überschwemmt, die alle die stolz bescheidene Bemerkung an der Stirn tragen: „Vorlesung, gehalten im literarisch-geselligen Verein; der Wunsch vieler Freunde bewog mich, sie dem Druck zu übergeben.“ Wir wollen ihnen die Berechtigung dazu auch keineswegs abstreiten, aber das Schlimme an der Sache ist, daß wir statt wirklicher Schriftsteller, die selbst schaffen und gestalten, zum größern Theil nur Kritiker erhalten



haben. Die Kritik, im gewöhnlichen Sinne, ist nur Sache des Verstandes, und jeder wissenschaftlich gebildete Mann hat so viel gelesen und erfahren, weiß so viel von Kunst und Poesie, daß er etwaige Mängel an einem Werke mit leichter Mühe nachzuweisen und zu rügen vermag. Deshalb ist er aber selbst noch kein Dichter, Schriftsteller oder Künstler, und vielleicht nicht im Stande, irgend einen Vers in dem streng getadelten Werk zu verbessern, einem Gedanken einen klarern, bestimmtern Ausdruck zu verleihen, oder einen eigenen Gedanken mitzutheilen.

Sie können nicht Wasserbrei kochen,
Und tadeln Braten und Fischen.

Was nützt nun aber eine solche Kritik? Statt Poesie und Kunst zu fördern, unterdrückt sie dieselben vielmehr. Vor dem ersten öffentlichen Auftreten hat Jeder eine gewisse Scheu, und Mancher, der sehr gut die Feder zu führen versteht, kommt in seinem Leben nicht dazu, etwas im Druck erscheinen zu lassen, weil er eben diese Scheu nicht zu besiegen vermag. Der literarisch-gesellige Verein hat dieselbe nun bei den meisten seiner Mitglieder glücklich verscheuht, und mit erbarmungsloser Faust schwingt die Kritik, sowohl schriftlich wie mündlich, ihre zackige Geißel.

Zur Beherzigung für manche Kritiker will ich hier einige sehr verständige Worte von August Be-
wald anführen. „Wo die Kritik sich zu breit macht,
und als Hauptsache gelten will, wo sie ihrem Ge-
genstande schon über den Kopf gewachsen ist, da ist
an kein Gedeihen mehr zu denken. Selbst die bessern
Kritiker, wo sich solche noch finden, gehen nicht
mehr mit dem redlichen Willen an's Werk, das
Kunstwerk dem Beschauer näher zu bringen, und
ihm die Vorzüge und Mängel desselben zu enthüllen,
sondern sie sind bemüht, selbst ein Kunstwerk auf-
zustellen, sie wollen Witz, Darstellungskraft, Phan-
tasie zeigen, unbekümmert, welchen Dienst sie damit
der Kunst und dem Publikum leisten.“

Ein anderer Uebelstand des literarisch-geselli-
gen Vereins besteht darin, daß er, wie es auch in
der Natur der Sache liegt, die Mitglieder einander
näher und näher bringt, und die Ausbildung freund-
schaftlicher Verhältnisse unter denselben begünstigt.
So angelegentlich nun auch gerade der Verein die-
ses Ziel verfolgt hat, und so sehr es auch das
Gedeihen desselben befördern mag, so wenig taugt
es aber, sobald die Mitglieder auch als Literaten
öffentlich auftreten. Dann entsteht nur zu leicht
eine Verbrüderung, ein Schriftstellerbündniß, wo
man sich gegenseitig emporhilft, wo eine Hand die



andere wäscht, wo man gegen Andersdenkende das numerische Uebergewicht geltend macht und so allmählig eine Herrschaft errichtet, die oft aus nichts als gegenseitigen Gefälligkeiten und freundschaftlichen Unterstützungen entsprungen ist. — Wir wollen diese Sache nicht weiter ausführen, uns nicht in Details einlassen, sondern uns mit der obigen Andeutung begnügen; denn hier ist gerade der faule und wunde Fleck in unsern literarischen Verhältnissen, und wir fürchten, daß wenn wir zur Heilung der Wunde einige rücksichtslose Schnitte thun wollten, man zu schmerzhaft aufkreischen, und in der ersten Pein ungerecht gegen den werden möchte, der doch in guter Absicht die Heilung versuchte.

Daß aber dergleichen Verbrüderungen fast immer schädlich wirken, mag selbst das Bündniß jener großen Weimaraner beweisen, die den edeln Jean Paul und den Sängern der Penore fast aus dem Tempel der Kunst gesagt hätten; denn wer vermochte etwas gegen die mächtigen Allirten, gegen die Schiller, Göthe und Schlegel etc. Eine spätere Zeit erst hat die Gemisshandelten an ihren Ehrenplatz zurückgeführt.

So wie der literarisch-gesellige Verein sich seiner geistigen Kraft mehr und mehr bewußt wurde, empfand er auch das Bedürfniß, sich einen grö-

fern Wirkungskreis zu verschaffen, und ihm allein wohl verdanken wir

Die neuen Blätter für Stadt und Land.

Gewaffnet und gerüstet vom Scheitel bis zur Zeh sprangen die neuen Blätter aus dem Verein hervor, wie Minerva aus Jovis Haupte. Fünf Redactoren stellten sich an die Spitze des Unternehmens, und über vierzig Mitarbeiter wollten demselben ihre Kräfte weihen.

Wie groß war diese Welt gestaltet,
Als noch die Knospe sie verbarg!

Betrachten wir nun unsere Zustände vor 1834 — welch' eine geringe, kaum nennenswerthe Thätigkeit in literarischer Hinsicht! Und jetzt haben wir mehr als ein halbes Hundert Schriftsteller, die zum größeren Theil über einheimische Interessen und Zustände schreiben wollen, sich aber nebenher in allen Gebieten der Kunst und Literatur umhertummeln. Rechnet man nun noch alle die kleinen Streifschützen hinzu, die ihrem literarischen Eifer in „Anzeigen“, „Bemerkungen“, „Würdigungen“, „Bedenken“ u. Lust machen, sowie diejenigen Wichtighuer, die einmal eine Vorlesung über Hegel'sche Philosophie angehört, und sich nun zum Schrift-

stellern berechtigt glauben, wobei sie sich dann oft in den seltsamsten Geistes-Bajazzosprüngen gefallen, so muß man gestehen, daß in literarischer Hinsicht in Oldenburg eine ganz fabelhafte Nüchternheit herrscht; und sieht man dann den blauen Dunst der Projectmacher, die Rauchsäulen der Brandopfer, die von den Altären der Kritik aufsteigen, die süßen Weihrauchdüfte des Lobes und der Schmeichelei, so kann man sich des schrecklichen Gedankens nicht erwehren, daß der größere Theil unserer Schriftsteller vielleicht selbst durch Dampf erzeugt worden ist, der nun auch seinerseits nichts als Qualm wieder hervorbringen kann.

Mich überfällt plötzlich eine sonderbare Angst; es kommt mir vor, als flüsterte man sich beim Lesen dieser Betrachtung untereinander zu: „Sehet, den unfreiwilligen Komiker!“ Entsetzliche Ahnung! Gespenst meiner Phantasie! Hinweg mit Dir!

Die „Neuen Blätter“ hatten gleich zu Anfang einen Kampf zu bestehen; sie mußten nämlich ihr Erscheinen, den „Oldenb. Blättern“ gegenüber, rechtfertigen. Diese hatten sich nämlich so ziemlich dieselbe Aufgabe gestellt, die die „Neuen Blätter“ zu lösen beabsichtigten, nämlich: über vaterländische Zustände und Interessen sich zu verbreiten.

Die N. Bl. stellten nun die Behauptung auf,

daß es nicht gut sei, wenn die ganze Journalistik Oldenburgs sich in den Händen eines und desselben Mannes, des Oberamtmanns Strackerjan, befinde, und wiesen nach, daß dies bisher der Fall gewesen; dann machten sie den Oldenb. Bl. den Vorwurf, daß sie den allgemeinen Wünschen und Erwartungen nicht entsprächen, überhaupt ihre Aufgabe nicht erfüllten. Was den erstern Punkt betrifft, so läßt sich dagegen, auch nach unserer Meinung, nichts einwenden, und erklären wir uns mit den in der ersten Nummer der N. Bl. entwickelten Gründen hierfür vollkommen einverstanden; aber sie hätten es auch damit gut sein lassen, und den Oldenb. Bl. die andern bittern Vorwürfe ersparen können, denn sie bedachten wohl nicht, daß alle diejenigen, die jetzt für die N. Bl. zu wirken bereit waren, mit sehr wenigen Ausnahmen bisher für die Old. Bl. nichts gethan, und daß sie also dem Redacteur derselben, so wie dessen wenigen Mitarbeitern, falls es überhaupt deren gab, vorwarfen, nicht dasjenige geleistet zu haben, was sie jetzt mit einer ganzen Armee von Mitarbeitern zu leisten versprochen.

Genug, die N. Bl. erschienen. Neue Blätter! Welch' ein Titel! Fünf Redactoren, über vierzig Mitarbeiter — und kein anderer als dieser triviale Titel hatte erfunden werden können? Man witzelte

gleich zu Anfang darüber, man sprach von „neuen Kalendern“, „drei neuen Liedern, gedruckt in diesem Jahr“ u. s. w. Wir wollen gerne zugeben, daß dies schlechte Witze waren, aber brauchte man denn denselben gleich Fenster und Thüren zu öffnen? Man muß das Publikum nehmen, wie es ist; es ist bei neuen Erscheinungen eher zum Muthwillen, als zu ehrfurchtsvoller Ernsthaftigkeit geneigt, denn es ist zu oft getäuscht worden, und

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.

Uebrigens versprach man sich Großes von den N. Bl., man hegte die außerordentlichsten Erwartungen, und sah dem Erscheinen jeder neuen Nummer mit gespanntem Interesse entgegen.

Als sich die N. Bl. nun aber, mit alleiniger Ausnahme des ersten leidenschaftlichen Artikels gegen die Old. Bl., in ruhigem und gemessenen Tone über verschiedene zeitgemäße Gegenstände, die Umzugsfrage, Sandfußpfade, Deichdossirungen, Abschaffung des Klingelbeutels u. vernehmen ließen, da erkaltete bei Vielen das Interesse, und hie und da rümpfte man die Nase und sagte: „tant de bruit pour une omelette.“ Dies kann den N. Bl. jedoch nicht zum Vorwurf gereichen; was konn-

ten sie dafür, daß man so Großes von ihnen erwartete? Uebrigens wußte man auch selbst wohl nicht recht, was man denn eigentlich verlange; man hatte Hoffnungen, aber man wußte nicht, welche; man erwartete etwas Besonderes, ohne darüber nachzudenken, ob unsere Verhältnisse auch zu chimärischen Erwartungen berechtigten. Sollten die N. Bl. etwa mit gebieterischem und drohenden Tone eine ständische Verfassung, Einziehung der Pensionen, oder gar Abgabefreiheit verlangen? Es scheint fast, als hätte man wirklich allerlei merkwürdigen Dingen entgegen gesehen, denn sonst hätte die Theilnahme für die N. Bl. nicht so schnell abnehmen können. Woher kam es aber, daß ein großer Theil des Publikums solche unbestimmte, sanguinische Hoffnungen nährte? Die N. Bl. hatten nichts versprochen, was zu derartigen Erwartungen hätte berechtigen können; sie wollten die einheimischen Zustände, Gesetze, Verwaltungsangelegenheiten u. einer freimüthigen Besprechung unterziehen, Mißbräuche und Uebelstände aufdecken und denselben entgegentreten; wo es das Interesse des Publikums galt, demselben mit Rath und That an die Hand gehen. Sie haben ihre Versprechungen zum größeren Theil gehalten, und überall einen lobenswerthen Eifer und einen treuen, redlichen Willen



gezeigt. Man hat ihnen zwar allerlei Vorwürfe gemacht, aber bei genauerer Nachforschung findet man sie vag und verworren, einen bestimmten, klaren Tadel hört man nie, und das Einzige, was aus allen abgeneigten, wegwerfenden, zum Theil confusen Reden als Tadel und Vorwurf hervortritt, liegt in der Behauptung, daß die N. Bl. manche Dinge zu breit getreten hätten. Wir wollen dies dahingestellt sein lassen, können aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Viele jetzt eben so wenig zu wissen scheinen, was sie an den N. Bl. auszusetzen haben, als sie früher über ihre Hoffnungen und Erwartungen im Klaren waren. Genug, man war mit dem nicht zufrieden, was einem geboten wurde, man hatte bei weitem mehr erwartet, und dies lag, meines Erachtens, zunächst an dem pompösen Auftreten der N. Bl., an dem hochfahrenden Ton, den sie gegen die Oldenb. Bl. annahmen, an der vollständigen Entwicklung ihrer gesammten Streitkräfte. Es sah gar zu gefährlich aus, als fünf Redactoren und über vierzig Mitarbeiter, alle mit Federkielen bewaffnet, ihren Aufmarsch vor dem Publikum hielten.

Wahrlich, ein französisches oder englisches Journal, das sich über alle Angelegenheiten des ganzen Frankreichs oder Englands hätte verbreiten wollen,

würde nicht größerer Zurüstungen bedurft haben, um dem Volke eine gewisse Garantie zu geben, als die oldenburgischen Blätterschreiber für nöthig hielten.

Es darf daher nicht zu sehr auffallen, daß ein großer Theil des Publikums sich nicht erst fragte: was darf man vernünftigerweise erwarten — was können die N. B. in unsern Verhältnissen leisten? sondern er sah nur auf die gewaltigen Mittel und hoffte ins Blaue hinein, vielleicht auf Donner und Blitz, auf Raketen, Schwärmer und Feuerkugeln 2c.

Wir wollen den N. B. wünschen, daß es ihnen gelingen möge, diesen Wahn, den sie, ziemlich leichtsinnig, selbst hervorgerufen, und der nicht nur in den unteren Classen Raum gewonnen, wieder zu zerstören und das gesammte Publikum für ihre Bestrebungen zu interessiren.

Wie sehr sich die N. B. aber gleich zu Anfang wirklich überboten hatten, geht daraus hervor, daß schon nach Ablauf des ersten Jahres von den fünf Redactoren nur Einer übrig blieb, und dieser fand nicht für gut, seine Mitarbeiterschaaar abermals zur Parade antreten zu lassen, was sonst wohl gerade beim Beginn eines neuen Jahrgangs für zweckmäßig gehalten wird.

Indem wir hiermit von den „Neuen Blättern“ Abschied nehmen, wünschen wir ihnen das beste Gedeihen, wozu namentlich das Verschwinden eines gewissen altflugen, schulmeisterlichen Tones, der bisher in denselben vorgeherrscht, nicht wenig beitragen würde, und wenden uns zu einem anderen Oldenburgischen Journal —

Den humoristischen Blättern,

die von dem schon genannten Schriftsteller, Theodor von Kobbe, redigirt werden. — Diese Zeitschrift unterscheidet sich von unsern andern Journalen wesentlich dadurch, daß sie rein belletristischen Inhalts ist. Um unsre speciellen Interessen bekümmert sie sich nicht, sie hat sich bei allen unsern polemischen Verhandlungen immer neutral gehalten, und ihre humoristischen Blätter und Blüthen schießen unter der sorgsamten Pflege ihres Redacteurs lustig empor. Der größte Theil der in diesem Journal erscheinenden Artikel ist von Hrn. v. Kobbe selbst geschrieben, und zeichnet sich durch Frische und pikante Färbung, so wie durch geistreiche und oft muthwillige Gedanken und Ideen aus. Der schönste Schmuck seiner Schriften sind aber eine unverwüsthlich heitre Laune, eine sich nie verleugnende Gutmüthigkeit und eine warme, tiefempfundene Men-

schenliebe, die allenthalben hervorschimern. In der Darstellung ist Hr. v. Kobbe gewandt und glücklich; die Sprache könnte jedoch geglätteter und fließender sein; sie ist zuweilen schwerfällig, und nicht selten rauh und hart.

Die humoristischen Blätter genießen im Auslande eines ehrenvollen Rufes; weniger will man sie im Inlande anerkennen. Hr. v. Kobbe mag sich aber mit dem alten Sprichworte trösten: ein Prophet u. s. w.

Eine unglückselige Geschichte zieht sich seit längerer Zeit durch die humoristischen Blätter, die ihnen wahrlich nicht zur Zierde gereicht; es ist die des vermeintlichen Mörders Ramcke. Was aber soll diese düstre, wahnsinnschwere Geschichte in dem heitern Garten des Humors? Eine solche Angelegenheit muß in den Zeitungen verhandelt werden. Möchte sie daher in den humoristischen Blättern ruhn! Und da wir einmal beim Wünschen sind, so hoffen und wünschen wir, daß der Herr Mephisto den kleinen Plageteufel, den Erzfeind des heiligen Malachias, den er zur Qual des Hrn. v. Kobbe an jedem 3. November loszulassen pflegt, künftighin an diesem Tage einsperre; und zuletzt richten wir unsere Bitte an Dich, hehre Glückgöttin, die Du über dem Erdenballe schwebst und die

Hand der Waisenkneben lenkst: lasse endlich den Hrn. v. Kobbe gewinnen!

Möge Hr. v. Kobbe übrigens in seiner regen geistigen Thätigkeit noch lange verharren, und das Panier des Humors, dessen treuer Fahnenjunker er ist, bis an sein spätes Ende wehn und flattern lassen.

* * *

Außer den bereits genannten Journalen erscheint in Oldenburg auch noch

Der Nordstern *).

Es herrscht eine fabelhafte Vegetation in diesem Blatte; es treibt Blätter, Blüthen und Blumen, ohne daß man den Boden sieht, dem sie entsprossen.

„Man wußte nicht, woher sie kamen.“

Man weiß nur soviel, daß es Fremdlinge sind. Der Nordstern ist also eigentlich kein einheimisches,

*) Die evangelische Schul- und Kirchenzeitung, vom Geheimen Kirchenrath Dr. Böckel herausgegeben, ist, soviel ich weiß, weniger für's Publikum, als für Schullehrer und Geistliche bestimmt; sie ist daher mehr als ein Behördenblatt, denn als ein in literarischer Hinsicht zu berücksichtigendes Journal zu betrachten.

sondern ein fremdländisches Gewächs, weshalb man ihn der oldenburgischen Literatur nicht einverleiben darf.

* *

Indem wir in Vorstehendem eine kurze Uebersicht unserer journalistischen Thätigkeit gegeben, ist es zugleich nicht uninteressant, unser Publikum derselben gegenüber zu betrachten.

Da unsere ganze Literatur, wie wir gezeigt haben, eigentlich nur wie aus frischem Holze gehauen dasteht, so sollte man glauben, unser Publikum befinde sich in literarischer Hinsicht noch in demselben jugendlichen Alter. Dies ist jedoch keineswegs der Fall; es hat vielmehr ein merkwürdig reifes Urtheil, und steht unsern Literaten daher nicht wie ein freundlich gesinnter, alles Gebotene gutmüthig hinnehmender Freund, sondern mehr als ein strenger nicht leicht zu befriedigender Kunstrichter gegenüber.

Um nur Ein's anzuführen, so gehe man in's Theater, das wir erst seit zwölf Jahren besitzen, wenn ein neues Stück gegeben wird. Vielleicht fliegt der glänzendste Ruf demselben voraus. Es ist in Wien 50, in Berlin 40, in Hamburg 30 Male hintereinander gegeben worden. Wir sehen



es einmal, das Publikum lacht und schimpft; das Stück darf kaum zum zweitenmale über die Bretter gehen, und man kann zehn gegen eins wetten, daß es dann auch wirklich nichts taugt. Woher aber diese auffallende Erscheinung?

Sie erklärt sich, meines Erachtens, daraus, daß unser Publikum Zeit gehabt hat, ohne Einwirkung der Kritiker Verstand und Urtheilskraft zu entwickeln. Es hat unendlich viel gelesen, sowohl Gutes wie Schlechtes; aber gerade dadurch hat es Gelegenheit gehabt, zu vergleichen, und so seinen Verstand ausgebildet, und eine gewisse Selbstständigkeit hinsichtlich seines Urtheils gewonnen. Die Kritiker schreien dagegen unaufhörlich: „Dies ist gut und schön; Ihr müßt es lesen; jenes aber taugt nichts; um Gotteswillen also, leset es nicht.“ Hierbei scheint man aber durchaus nicht zu bedenken, daß man auch das Schlechte kennen muß, um das Gute desto besser würdigen und begreifen zu können; so wie es keinen tugendhaften Menschen gäbe, wenn es ihm unmöglich gemacht wäre, auch lasterhaft zu sein. Auch darf man das Publikum nicht wie ein junges Mädchen betrachten, welchem letzteren die feurige Sprache und üppigen Bilder eines Liebesromans allerdings das Köpfchen verwirren könnten. Das Publikum im Allgemeinen

hat eine kräftigere Natur, als man gewöhnlich glaubt, und verliert durch eine zu sorgliche Ueberwachung und zärtliche Fürsorge an innerer Kraft und Selbstständigkeit. Nehmen wir einmal, um ein Gleichniß zu haben, zwei junge Menschen in ganz gleichen Verhältnissen, d. h. an Stand, Alter, Glücksgütern und geistiger Ausbildung gleich, die die Absicht haben, Welt und Menschen kennen zu lernen.

Der Vater des einen giebt seinem Sohne Geld zur Reise, einige allgemeine Lehren und Ermahnungen, und sagt: Geh! Der Vater des andern steckt aber das Geld in die Tasche eines Hofmeisters und sagt: „Geben Sie doch ja Acht auf mein Söhnchen, zeigen Sie ihm Alles, lehren Sie ihn, was nöthig ist, aber bringen Sie ihn unverdorben an Leib und Seele zurück.“

Welcher von beiden wird nun seine Absicht am Besten erreichen? Möglich, daß der eine untergeht, während dies bei dem andern fast ein Ding der Unmöglichkeit ist. Aber gesetzt, er geht nicht unter; zu wessen Gunsten wird sich dann die Waagschale neigen? Der Erste wird im spätern Leben immer einen festen Boden unter seinen Füßen fühlen, mit klarem, ruhigen Blick in die Welt schauen, sich seiner eigenen Kraft und Fähigkeit bewußt sein,

und demgemäß mit Muth und Entschlossenheit handeln; während der Andere wie auf unsicherem Moore umherschwanke, sich immer nach einem Rathgeber und Führer umsehen, selten einen eigenen selbstständigen Entschluß fassen und den verderblichen Einfluß der Hofneisterei und Bevormundung erst spät und vielleicht auch nie wieder abwenden wird.

Hier haben wir das von Kritikern geleitete, und das sich selbst überlassene Publikum, allein es findet in Bezug auf dasselbe noch ein großer Unterschied statt. Der junge Mensch, das Individuum nämlich, kann untergehen; aber das Publikum, also das Allgemeine und Ganze, geht nicht unter; denn die empfangenen guten Eindrücke werden den schlechten, schädlichen nicht nur das Gleichgewicht halten, sondern gerade zur richtigen Erkenntniß des Guten und Schlechten führen, und wir kommen also zu dem Schlusse: die Ueberwachung und Bevormundung des Publikums in literarischer Beziehung durch die Kritiker, können gut und nützlich sein für Individuen, für das Allgemeine dagegen sind sie es nicht.

Man wird nun sogleich fragen: „Also die Kritik soll zur Förderung der Volksbildung ganz und gar verschwinden?“ oder: „sie soll auch das

Schlechte empfehlen und sagen: „Schlecht ist es zwar, aber lesen müßt Ihr's, damit Ihr das Gute besser zu würdigen versteht?“

Diese Fragen setzen mich allerdings in Verlegenheit, und ich wage es nicht, sie zu beantworten. Dagegen frage ich aber: „Ist nicht jeder vernünftige Mensch ein geborner Kritiker? Wird er nicht unwillkürlich Vergleiche anstellen, und ist es nicht besser, wenn man es seinem eigenen Verstande überläßt, zum Bewußtsein des Guten zu gelangen, als wenn man ihm immer zur Seite steht und ihm zumuthet, in die Ideen und Gedanken eines Andern einzugehen, und sein Urtheil nach dessen Schlußfolgerungen zu bemessen?“ Einzelne mögen allerdings einen Führer nöthig haben, Einzelne mögen auch durch die Kritik zum Denken angeregt werden und so ihren Geist cultiviren. Darf man aber von Einzelnen auf ein ganzes Publikum schließen? Darf man nicht eher annehmen, daß es durch das ewige Gängeln allmählig die Kraft zum Gehen einbüßen, daß es träge und lässig im Denken werde, weil es ja sieht, daß der Kritiker dies Geschäft übernommen hat. Zudem hat es sich, wie ihm bewiesen worden, zuweilen geirrt, es wird daher mißtrauisch gegen sein eigenes Urtheil, denn das des Kritikers steht ihm höher, wie sein eigenes; es zweifelt über-

haupt nicht leicht an dem, was gedruckt ihm vorliegt; ebensowenig prüft es die Gründe, die der Kritiker zur Rechtfertigung seines Urtheils vorbringt, es nimmt sie ohne darüber nachzudenken als richtig hin. In literarischen Dingen erlaubt sich das Publikum überhaupt kein Urtheil, wenn schon ein Schriftsteller das seinige öffentlich ausgesprochen hat; es ist heute mit dessen kritischer Beleuchtung vollkommen einverstanden, morgen liest es eine Antikritik, und ist auch damit einverstanden. Das kommt, weil die Sache zu fertig ist; der Kritiker hat schon Alles aufgeboten, um das, was er behauptet, zu beweisen; dem Publikum bleibt nichts übrig. Nun folgt es den Gedanken, die ihm auf dem Papier vorliegen, mit den Augen, oder wenn will, auch mit dem Geiste; es hält sich für überzeugt, aber es hat die Ueberzeugung nicht durch eigenes Denken gewonnen, deshalb fliegt sie wieder weg, sobald ihm andre Gründe und Ansichten vorgelegt werden.

Ist dieses richtig, so tritt die Kritik der Entwicklung des Denkvermögens hemmend entgegen, sie ist dann der Faulenzer des Publikums, und man wird nicht behaupten dürfen, daß sie die Volksbildung fördere. Die Kritiker werden hierauf vielleicht antworten: „Nein, das ist nicht richtig; wir

haben eine bessere Meinung von dem Publikum, wir glauben nicht, daß es so gedankenlos zu Werke geht u. s. w.“ Das sind freilich sehr schöne Redensarten, die dem Publikum vielleicht gefallen werden, weil sie ihm schmeicheln; wir aber müssen leider bekennen, daß dergleichen Phrasen uns nicht zum Widerruf unsrer Meinung bewegen können.

Sa, wir könnten noch weiter gehen und vielleicht den Beweis führen, daß die Kritik auch der Kunst und den sogenannten schönen Wissenschaften *) nicht förderlich sei. Da uns dies jedoch zu weit führen würde, und, wie wir fühlen, unsre Kräfte übersteigen möchte, so wollen wir uns hier mit einigen Andeutungen begnügen.

Zu keiner Zeit stand die Kritik wohl auf dem Höhepunkte, auf welchem sie sich jetzt befindet; sie überstrahlt jede Kunst, jede Wissenschaft, denn es giebt Nichts auf der weiten Erde, was vom Geist und von der Hand des Menschen hervorge- rufen worden, woran die Kritik, und gerade die unserer Tage, nicht die kühne Hand gelegt, es zer-

*) Es wird bemerkt, daß die Ausdrücke „Literatur,“ „Wissenschaft“ hier fast immer das bezeichnen sollen, was wir mitunter wohl „schöne Wissenschaften“ nennen, und was der Engländer sich unter „Belles Lettres“ denkt.

fasert, zergliedert, in seine Atome zerlegt, es für gut befunden, oder einen Fehler oder Mangel daran gezeigt und gerügt hätte. Und darin liegt eben ihre Superiorität. Denn wenn sie zu einem Urtheil, es enthalte nun Lob oder Tadel, berechtigt ist, so steht sie zu dem beurtheilten Gegenstand in einem übergeordneten Verhältniß, und durch den ausgesprochenen Tadel erklärt sie geradezu, daß sie zu einer tieferen Erkenntniß der Kunst oder Wissenschaft gelangt sei, als der Künstler oder Schriftsteller selbst. — Was aber hat nun unsere so hochstehende Kritik bewirkt? Geständigermaßen liegt Alles im Argen; die bildenden Künste: Architectur, Sculptur, Malerei stehen jetzt auf einer viel niedrigeren Stufe, wie zu andern Zeiten; dasselbe gilt von der Poesie, dem Drama &c. — „Ja, heißt es, das ist so, aber unsere Zeit bedarf auch etwas Anderes, Neues, was erst erfunden werden muß.“ Himmel! warum erfinden wir es denn nicht? Haben doch die Andern gewußt, was ihre Zeit brauchte, warum wissen wir nicht, was der unsrigen taugt? Kann die Kritik hier nicht helfen? Bei dieser Frage wissen die Kritiker vor Erstaunen und Unwillen lange nicht, was sie sagen sollen, endlich antwortet einer in strengem, belehrenden Ton: „Nein, lieber Freund, die Kritik weiß zwar Alles, aber sie kann

nichts; braucht nichts zu können, höchstens dürfte sie vielleicht verpflichtet sein, einen Fingerzeig zu geben.“ Nun sagt sie zuerst: „Versucht es, eure eigne Zeit abzuspiegeln;“ und es entstehen geschriebene und gemalte Genrebilder und Carricaturen, bürgerliche und gesellschaftliche Dramen und Romane. Dann sagt sie: „Nehmt große weltgeschichtliche Momente;“ es geschieht. Aber ob wir auch der Form im hohen Grade Meister geworden sind, die widerstrebende Sprache gefügig und gelenkig gemacht haben, ob wir auch mit einer Fülle von Ideen, Gedanken und Bildern beladen sind — es entsteht nichts Großes; und die Kritik ist es, die zuerst darauf aufmerksam macht und nachweist, daß das Alles nicht genüge. Sie besitzt eine Riesenkraft im Zerstören, sie steht mit gezücktem Schwerte an der Schwelle des Tempels der Kunst, und wehrt Allem den Eingang, das ihren Anforderungen nicht entspricht. Sie verlangt nur Meisterwerke und ruft dem Kunstjünger, dessen erstes Werk sie vielleicht in den Staub getreten, mit strenger Stimme zu: „Blick’ auf Rafael, Correggio, Phidias, Sophokles, Shakspeare oder Göthe, betrachte dann Dein eignes Werk und erkenne: welch’ ein Farbenflecker, Marmorverderber oder Scribler Du bist!“ — Und doch fühlte der Jüngling viel-

leicht den Gott in der Brust, und wäre ein großer Meister geworden, wenn die Kritik nicht die Schwingen seines Geistes gelähmt hätte. Jetzt folgt er nicht mehr einem innern Drange, einer höhern Inspiration, er ist nicht mehr trunken von den Gedanken und Gefühlen, die seine Brust durchströmen, er ist vielmehr ängstlich geworden und quält sich, ein nüchternes Bewußtsein dessen zu erlangen, was er will und schafft; er sucht die Kritik zu versöhnen, und verfällt in Künstelei, Geziertheit und Manier.

Aber wunderbar! gerade jetzt ist die Kritik viel milder, sie bemerkt es lobend, daß der Künstler ihre Winke befolgt hat; ihr scharfer Blick erkennt aber sogleich die eben genannten Fehler, und — sollte man es denken! sie warnt vor denselben und scheint durchaus nicht zu wissen, daß gerade sie selbst sie hervorgerufen. Aber es ist bereits zu spät; der Genius in der Brust des Künstlers ist nicht mehr derselbe; er ist wie ein Schmetterlingsflügel, der, einmal berührt, nie wieder seine frühere Schönheit erlangt.

So legt sich die Kritik wie Nachtfrost oder Mehlthau auf die zarten Keime der Kunst, und wir werden nicht eher Kunstwerke bekommen, als bis es den Künstlern gelingt, entweder ganz Neues,

wovon die Kritik bisher noch keine Ahnung gehabt, zu schaffen, oder gleich in derjenigen Vollendung aufzutreten, zu der die älteren Meister erst nach einer langen thatenreichen Laufbahn gelangten.

Bis jetzt ist immer nur von einer, wenn auch strengen, doch gerechten, die wahre Kunst im Auge habenden, Kritik die Rede gewesen, und wie es uns scheint, ist sie dem Emporblühen derselben nicht förderlich. Ja, selbst die wohlwollende Kritik hat immer etwas Demüthigendes für den Künstler, wodurch die Entwicklung seiner Kräfte eben nicht gefördert wird. Weil sie so hoch steht, nimmt sie auch einen hohen Ton gegen den Künstler an, sie behandelt ihn wie einen Schulknaben, welchem Lehren und Ermahnungen zu geben, sie so gütig und wohlwollend ist.

Betrachtet man nun die Mißbräuche in unserer Kritik, alle die tadelnden und lobpreisenden Artikel, die unlauteren Motiven ihren Ursprung verdanken, die Salbadereien unwissender, eingebildeter Klüglinge, die für Kunst und Literatur das sind, was etwa eine Raupe für ein Kohlblatt; blickt man auf die jüngste hinter uns liegende Literaturperiode, in welcher sich die Kritik noch im Kindesalter befand, und wo die Werke eines Lessing, Herder, Göthe, Schiller u. entstanden, und schaut



man endlich dann auf unsere Zeit, in welcher die Kritik eine Riesen, Kunst und Literatur aber Zwerge geworden, so scheint es fast, als wäre den letzteren die Einwirkung der Kritik eher schädlich als nützlich gewesen.

Die Kritik ist bei der Kunst und Literatur aller Zeiten in die Schule gegangen, sie hat sich an den Schätzen derselben groß und stark gesogen, und das was sie gewonnen hat, ist gewissermaßen zu einer Wissenschaft geworden. Nach meiner Meinung ist es nun ein großes Unglück, daß die Kritik ihrer Natur nach nicht anders als wissenschaftlich auf Kunst und Literatur einzuwirken vermag. Letztere aber sind nun einmal keine Wissenschaften. Die Wissenschaft ist von dieser Erde, Kunst und Poesie aber sind dem Himmel entstammt, und sie verkümmern, sobald die Wissenschaft, die Tochter der Erde, ihnen gebietet, nach festen Lehren und Regeln sich zu entfalten. Dann sind sie der Pegasus im Joche, und Hans-Kritik wird es noch dahin bringen, daß zuletzt

— — von langer Schmach verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet;
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

Und also — können wir die Kritik entbehren!? Soll sie nur auf dem Gebiete der reinen Wissenschaften, nicht aber auf dem der Kunst und Poesie zu wirken berechtigt sein? Ich weiß es nicht. — Blumauer sagt in seinem berühmten Glaubensbekenntnisse, daß der Glaube unendliches Unheil in der Welt angerichtet. Wir müssen dies zugeben, aber dennoch wissen wir, daß wir den Glauben nicht entbehren können — Si dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer. Ist es mit der Kritik ebenso? Wenn die Kritik nicht wäre, d. h. die Kritik in ihrer jetzigen Gestalt *); müßten wir sie erfinden? — Wer diese Frage bestimmt zu beantworten unternimmt, ist entweder ein Weiser, oder — ein Narr.

Wir kehren zu unserm Publikum zurück.

Es steht dasselbe, wie schon erwähnt worden, auf einer ziemlich hohen Stufe, es macht nicht geringe Ansprüche, und übt insofern einen heilsamen Einfluß auf unsre Literatur aus. Auch interessiert

*) Eine Kritik wird nämlich immer da sein, so lange es vernunftbegabte Wesen geben wird, und es wäre doch eine zu wunderliche Anmaßung, wenn die Kritiker behaupten wollten: die Menschheit würde auf Abwege gerathen, sobald sie ihr Kritisiren einstellen.



es sich lebhaft für dieselbe, und sehr häufig geben die Artikel unserer Journale tagelang die allgemeinen Unterhaltungsgegenstände ab. So sehr sich aber auch das Publikum von der einheimischen Literatur angezogen fühlt, so wenig thut es in materieller Hinsicht für dieselbe. Trotzdem, daß wohl nur in sehr seltenen Fällen Honorar für eingesendete Artikel von den Redacteurs gezahlt wird, haben alle unsere Journale nur eben soviel Athem, um existiren zu können. Sie werden fast nur von den Wirthen gehalten, und wenn es auch noch einige andere Abonnenten giebt, so kommt doch in den meisten Fällen nur immer ein Exemplar auf mehrere, die dann ihre zwölf resp. achtzehn Groten Courant jährlich bezahlen, was Hrn. v. Kobbe schon einmal zu der humoristischen Anzeige veranlaßte: er suche einen neunten Mitleser für die humoristischen Blätter.

Nur in diesem einzigen Puncte darf man unserm Publikum Knauferei vorwerfen, und diese Knauferei ist eine ungerechte Lieblosigkeit gegen unsere Literatur. Es will zwar Blumen und Früchte pflücken, aber es will nicht säen; es ist eine Schmarogerpflanze für unsern literarischen Boden, und daß dieser nicht schon entnervt worden und elend verkümmert ist, ist wahrlich nicht seine Schuld.

Ein Glück ist es, daß unsre Literaten nicht darauf angewiesen sind, ihren Unterhalt durch ihre geistige Thätigkeit zu gewinnen, denn sonst würden wir gar bald hungernde Schattengestalten durch die Straßen wandeln und in die Häuser dringen sehn, erbötig: Geburtstage, Hochzeiten, Kindtaufen, verstorbene Väter, Schooßhündchen und Papageien zu besingen, und ich glaube, wenn sie recht fleißig wären, so würden sie monatlich wohl fünf Thaler verdienen können. — Es ist dies eine Schattenseite an unserm Publikum, und nachdem wir sie offen und ehrlich gezeigt, wollen wir den Mantel wieder darüber schlagen und hoffen, daß sie sich allmählig lichten werde.

Wir schließen diese Abhandlung, indem wir noch beiläufig der Schriftsteller erwähnen, die in neuerer Zeit in Oldenburg hervorgetreten sind. Oberamtmann Strackerjan, der sich um die vaterländische Literatur vielfache Verdienste erworben; Dr. Adolf Stahr, einer der geistreichsten und gelehrtesten Kritiker Deutschlands; sein „Johann Heinrich Merck; Ein Denkmal“; die von ihm herausgegebenen „Memorabilien des Helgolander Schiffscapitains Hans Frank Heifens,“ seine „Biographie Zimmermanns“ werden seinen Namen in der Geschichte der deutschen Literatur nicht untergehen las-



fen. — Dr. R. A. Mayer hat sich durch sein „Neapel und die Neapolitaner,“ durch mehrere humoristische und polemische Journalartikel, so wie durch die in jüngster Zeit erschienenen „vaterländischen Gedichte“ rühmliche Auszeichnung erworben; eine dramatische Production von ihm, die in Oldenburg zur Aufführung kam, machte kein Glück. — Ferd. v. Gall, der Lesewelt durch seine „Reise durch Schweden“ vortheilhaft bekannt; unter der Presse befinden sich von demselben „Paris und seine Salons“ 2 Bde., von welchem Werke man sich viel Interessantes versprechen darf. — Clemens Lamping, dessen „Erinnerungen aus Algerien“ vor Kurzem die Presse verlassen und eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben. — J. Goldschmidt hat eine Sammlung kleiner aber interessanter „Bilder aus der Mappe eines deutschen Arztes“ veröffentlicht. — Dr. Merzdorf, Verfasser der „bibliothekarischen Unterhaltungen.“ — Von Theod. v. Wedderkop sind „Bilder aus dem Norden,“ gesammelt auf einer Reise durch Dänemark und Schweden, angekündigt, wovon, wenn wir nicht irren, erst der erste Theil erschienen ist, den wir leider noch nicht gelesen haben. — Der „Oldenburgische Volksbote,“ welcher alljährlich in der Schulzesehen Buchhandlung erscheint, ist weit und breit als ein Volksbuch im

edelsten Sinne des Wortes, bekannt und beliebt; der Verfasser und Herausgeber desselben ist ein hiesiger protestantischer Geistlicher.

An dem als Lyriker, Dramatiker und Roman-
dichter rühmlichst bekannten Julius Moser, der in
der neuesten Zeit als Dramaturg hierher berufen
worden, hat Oldenburg eine geistige Capacität ge-
wonnen, welche für seine literarischen Verhältnisse
vielleicht eine neue Aera herbeiführen dürfte.

Wir sehen der Zukunft mit gespannten Erwar-
tungen entgegen, und es mag nicht unwichtig sein,
daß wir gerade jetzt, wo wir vielleicht an der
Grenze eines Zeitabschnitts unserer Literatur stehen,
einen Blick auf die Vergangenheit geworfen haben.



